Bezugs-Preis
bei der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 660. **Dienstag** den 28. December 1897. **91. Jahrgang.**

Eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck.

Auf den ersten Band des Werkes von Heinrich Friedjung, „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1854—1866", haben wir seiner Zeit mehrfach hingewiesen. Der zweite Band wird in den nächsten Tagen erscheinen; ihm sind als Anhang eine Reihe wichtiger Actenstücke und sonstiger Belege beigegeben, deren Abdruck die Verlagsbuchhandlung, die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart, uns gestattete. Wir theilen davon die nachstehende Unterredung mit, die Fürst Bismarck Herrn Friedjung am 13. Juni 1890 — man beachte das Datum — gewährte. Das Gespräch wendete sich den Verhandlungen beim Besuche König Wilhelm's und Bismarck's in Schönbrunn im Herbste 1864 zu, und der Fürst machte auf die Frage, ob Oesterreich 1864 etwa geneigt gewesen wäre, Schleswig-Holstein an Preußen gegen die Garantie seines italienischen Besitzstandes abzutreten, folgende Mittheilungen:

„Ich erinnere mich", sagte der Fürst, „nicht an ein solches Angebot Oesterreichs, und ich glaube, so viel ich mich auf mein Gedächtniß verlassen kann, daß es nicht gemacht wurde. Aber nach meiner damaligen und späteren Intention hätten wir sehr gut darauf eingehen können; denn ein festes Bündniß mit Oesterreich war stets mein Ziel, und auch mein königlicher Herr hätte, um mit Oesterreich Freundschaft und Frieden zu erhalten, um den Preis Schleswig-Holsteins gerne eine solche Bürgschaft geleistet. Wir saßen damals à quatre in einem Gemache des Schönbrunner Schlosses: res österreichischen Kaisers Majestät, mein königlicher Herr, Graf Rechberg und ich. Es galt, das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, und da erklärte Graf Rechberg, das Land könne nur dann Preußen überlassen werden, wenn Oesterreich zur Herstellung des Gleichgewichtes in Deutschland eine Entschädigung erhalte. Er wies auf die Grafschaft Glatz als solche hin. Davon aber konnte bei der Gesinnung des Königs keine Rede sein. Oesterreich konnte nicht einmal darauf hinweisen, daß die Bewohner jenes Landes mit dem Tausche der Herrschaft einverstanden wären. Das war nicht der Fall, vielmehr waren Petitionen und Adressen an den König eingelaufen, in denen er gebeten wurde, sie nicht von Preußen zu trennen. Ich setzte damals dem Kaiser von Oesterreich auseinander, daß es dem Gedanken unseres Bündnisses entspräche, wenn die Herzogthümer ohne solches Opfer Preußen zufielen. Unser Bund, so sagte ich, sei keine Erwerbsgenossenschaft, welche den Ertrag nach Procenten vertheile, er gleiche vielmehr einer Jagdgesellschaft, bei welcher jeder Theil seine Beute nach Hause trage. Wenn wir etwa im Fortgange des Bundes gemeinsam Krieg gegen Frankreich und Italien führen sollten und Mailand fiele dabei mit preußischer Hilfe wieder in Oesterreichs Hände, so würde Preußen doch nicht etwa Landesentschädigung dafür verlangen, sondern sich mit einer Geldsumme für seinen Kriegsantheil abfinden lassen. Diese Darlegung blieb auf den Kaiser nicht ohne Eindruck; ich schloß das aus der Frage, die der Kaiser an mich richtete, ob Preußen also die Annexion als wünschenswerthe Lösung der Herzogthümerfrage betrachte. Es war mir sehr angenehm, daß die Frage so unmittelbar, und zwar in Gegenwart des Königs, an mich gestellt wurde; denn mein königlicher Herr hatte sich, wenn unter uns von der Zukunft der Herzogthümer die Rede war, stets zurückhaltend benommen; ich konnte keine bestimmte Willensäußerung von ihm erhalten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: „Diese Frage zu beantworten bin ich nicht berechtigt." Aber der König zauderte auch diesmal und sagte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins sei von ihm nicht gerade ins Auge gefaßt. Darauf mußte ich mich natürlich bescheiden und die Sache für jetzt fallen lassen. Ich selbst war in viel bestimmterer Weise als mein König für eine ganze Lösung der Frage eingenommen, während er damals noch zum Augustenburger neigte. Dessen Haus aber hatte keine wirklichen Ansprüche auf Schleswig-Holstein, denn es hatte bereits zwei Mal auf die Herzogthümer verzichtet, zuerst 1721, dann 1852. Es bestand also kein Hinderniß, die Herzogthümer in Preußen einzuverleiben. Wir wären, wenn Oesterreich darauf einging, in einem künftigen Kriege in Italien auf seiner Seite gestanden."

„Den österreichischen Staatsmännern", erlaubte ich mir einzuwerfen, „schien wohl für die Machtstellung Oesterreichs der gemeinsame Besitz in Schleswig-Holstein wichtiger als das bereits verlorene, nicht wieder zu gewinnende Mailand."

„Ich will", entgegnete der Fürst, „jetzt keine Kritik üben, sondern nur den Verlauf der Dinge schildern. Rechberg war einer solchen Lösung damals nicht abgeneigt, wie ich denn überhaupt mit ihm seit der Frankfurter Zeit sehr gut stand. Er war wahrheitsliebend, und ich hatte volles Vertrauen zu dem, was er sagte. Immer schwebte mir der Gedanke vor, den ich denn auch in die That umsetzte, daß es nothwendig sei, mit Oesterreich zu einer Verständigung, zu einem Bündnisse zu gelangen. Aber erst viel später, 1879, konnte dieser Plan zur Ausführung kommen; nur hätte ich damals gewünscht, daß das Bündniß ein pragmatisches werde. Ich schlug dem Grafen Andrassy vor, daß es durch die gesetzgebenden Gewalten beider Reiche bekräftigt würde; es wäre werthvoll gewesen, wenn die Parlamente Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ihre Zustimmung zum Vertrage gegeben hätten; sein Bestand sollte nicht von den Regierungen allein abhängig sein, und seine Dauer wäre dadurch um so bestimmter verbürgt gewesen. Interessen konnte ich nicht Alles durchsetzen, was ich anstrebte, und es ist schwer genug geworden, zu dem thatsächlich Erreichten zu gelangen. Mit dem Grafen Rechberg hätte ich vor dem Kriege wohl zum Einverständnisse kommen können. Es war mir deshalb unlieb, als er bald nach der Schönbrunner Zusammenkunft von seinem Posten zurücktrat. Ich rieth meinem König damals, Oesterreich ein Zugeständniß zu machen, welches Rechberg für nöthig hielt, um sich im Amte behaupten zu können. Er wünschte, daß Preußen in den neuen Handelsvertrag mit Oesterreich die Bestimmung des früheren wieder aufnehme, durch welche ihm der spätere Eintritt in den Zollverein offen gelassen wurde. Ich befand mich gerade in Biarritz bei Kaiser Napoleon, während diese Unterhandlungen schwebten, und es gelang unterdessen meinem Collegen, meinen alten Herrn dreizuschlagen und ihn zu bestimmen, den Wunsch Oesterreichs abzulehnen. Es trat mir damals der ganze Einfluß gegenüber, den man später unter dem Namen Delbrück zusammenfaßte. Auch der damalige Handelsminister Graf Itzenplitz, eine Unterschriftenmaschine, arbeitete mir entgegen, ebenso Finanzminister Bodelschwingh, der mir stets, wo er mir etwas anhaben konnte, eins versetzte. So wurde meine Absicht, mit Oesterreich in friedlichem Einverständnisse zu bleiben, vereitelt."

Hier erlaubte ich mir die Bemerkung einzuwerfen, daß indessen aus den Staatsschriften des Fürsten, die er aus Frankfurt nach Berlin gesendet hatte, hervorgehe, daß er schon damals den Krieg als das nothwendige Mittel zur Lösung der deutschen Frage im Auge gehabt habe.

„Im Allgemeinen gewiß", war die Antwort, „aber nicht hie und da, nicht in den einzelnen Wendungen unserer Politik. Es hieße das Wesen der Politik verkennen, wollte man annehmen, ein Staatsmann könne einen weit aussehenden Plan entwerfen und sich als Gesetz vorschreiben, was er in einem, zwei oder drei Jahren durchführen wolle. Es ist richtig, daß der Gewinn Schleswig-Holsteins einen Krieg werth war; aber in der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im Großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen; diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten, aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung seines Marsches kennt, aber nicht den Punct, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso wie er muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll. Wohl war der Krieg mit Oesterreich schwer zu vermeiden, aber wer das Gefühl der Verantwortlichkeit für Millionen auch nur in geringem Maße besitzt, wird sich scheuen, einen Krieg zu beginnen, bevor nicht alle anderen Mittel versucht sind. Es war stets ein Fehler der Deutschen, Alles erreichen zu wollen oder nichts und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen. Ich war dagegen stets erfreut, wenn ich der Einheit Deutschlands, auf welchem Wege immer, auch nur auf drei Schritte näher kam. Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu meinem Ziele, ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

„Das war auch", fuhr der Fürst fort, „der Gedanke unserer Sendung des Herrn v. Gablenz, des Bruders des Generals, nach Wien, welche noch hart vor dem Kriege, im Mai 1866, die Herbeiführung eines Ausgleichs mit Oesterreich bezweckte. Man hat später auf beiden Seiten diesen Zwischenfall als ein Pudendum betrachtet und von ihm nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen. Gablenz überbrachte dem Kaiser von Oesterreich den Vorschlag, Preußen und Oesterreich sollten sich in die Herrschaft über Deutschland theilen. Wir sollten den militärischen Oberbefehl über Norddeutschland übernehmen, Oesterreich über den Süden. Niemand hätte uns damals bei der Theilung Deutschlands widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung da und konnten dem auf diese Wendung nicht vorbereiteten Europa das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands ein Stück seiner Souveränität dem Kaiser von Oesterreich abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu der er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es, der, wie ich früher bemerkte, bewirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir noch Oesterreich, das einen Monat darauf Bayern zum Alliirten im Kriege gewann, mochten davon Erwähnung thun, daß wir im Mai über die Theilung Deutschlands unterhandelt hatten. Ich weiß nicht, ob diese Ordnung eine endgiltige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen nothwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen. Jedenfalls aber wäre Oesterreich 1866 der Krieg und die Niederlage erspart worden. Außerdem aber schlug ich Oesterreich vor, daß wir, schlagkräftig wie wir waren, und gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, um die Herausgabe des Elsaß zu erzwingen: Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten."

„Gablenz", fragte ich, „überbrachte also den Vorschlag eines gemeinsamen Krieges gegen Frankreich?"

„So wie ich es eben erzählte. Napoleon hatte damals nur eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können. Der Kaiser von Oesterreich war vielleicht nicht abgeneigt auf die Sache einzugehen; wenigstens übergab er die Angelegenheit seinem Ministerrath zur Prüfung. Aber Kriegsminister Franck war der Meinung, es ginge nicht an, nach den großen Rüstungen der letzten Monate ohne einen Kanonenschuß Frieden zu machen, man könne sonst von dem Heere Oesterreichs sagen, es sei pulverscheu; vielleicht ließe sich nach der ersten Schlacht darüber sprechen. Dieses Vorurtheil hatte freilich General Gablenz nicht zu scheuen, denn er hatte im vorhergehenden Feldzug in Schleswig-Holstein gezeigt, daß er das Pulver nicht fürchte. Noch entschiedener lehnte Finanzminister Graf Larisch ab. Er meinte, die österreichischen Finanzen machten einen Krieg unbedingt nothwendig, entweder um im Falle eines glücklichen Ausgangs von Preußen eine große Kriegscontribution zu erlangen, oder nach einer Niederlage mit Anstand die Staatsschuld liquidiren zu können. So wurde der Vorschlag von Oesterreich abgelehnt."

„Vielleicht aber war es besser, daß die Sache rasch durch das Schwert entschieden wurde. Denn die Uhr des deutschen Dualismus mußte bisher in jedem Jahrhundert einmal durch einen Krieg richtig gestellt werden. Dieser Dualismus ist älter als der zwischen Oesterreich und Preußen; er prägte sich zuerst im Gegensatz zwischen Franken und Sachsen, dann zwischen Hohenstaufen und Welfen aus. Hierauf brach er wieder in der Reformation auf; Moritz von Sachsen erhob sich wider Karl V. doch vornehmlich zu dem Zwecke, um die Herrschaft von Kaiser und Reich abzuthun: das nannte man damals die ‚deutsche Freiheit'. Oder glauben Sie, daß er, als er von der ‚welfischen Servitut' sprach, in welcher Deutschland damals angeblich schmachtete, an die traurige Lage der geknechteten Bauern Deutschlands dachte? Gewiß nicht — er meinte damit nur den Gehorsam, den sich der Kaiser bei den Fürsten erzwungen hatte. Aehnlich traten sich seit den schlesischen Kriegen Oesterreich und Preußen gegenüber, und jetzt äußert sich dieser Gegensatz in dem Widerspruche des Individuums gegen den Staat. Merkwürdig ist, daß der Kampf stets in der Mitte des Jahrhunderts stattfand, während die Versöhnung der Gegensätze sich um die Wende des Jahrhunderts vollzog. Ich bin nicht so abergläubisch, um in diesem Zeitmaße eine Voraussbestimmung zu sehen; es lag offenbar in der Natur der wider einander streitenden Kräfte, daß sich in jedem Jahrhundert ungefähr zur gleichen Zeit ein Ruhepunct ergab. Jede Nation erfüllt ihr Geschick nach der ihr innewohnenden Fähigkeit, nach der Mitgift, die sie von der Natur erhalten hat. So waren wir Deutsche stets höchst unverträglich unter einander und viel zu nachgiebig gegen Fremde."

„Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, versuchte Oesterreich noch einmal mit Hilfe Napoleon's den Kampf wider uns aufzunehmen. Die Situation war für uns nicht ungefährlich. Wohl konnte Napoleon im ersten Augenblick nur 40—60 000 Mann an die Grenze schicken, aber mit Hilfe der tüchtigen süddeutschen Truppen wäre uns damit im Rücken eine ernste Verlegenheit erwachsen. Was geschehen wäre, wenn wir damals schließlich doch unterlegen wären und wenn Oesterreich noch einmal seine Herrschaft in Deutschland befestigt hätte, ist schwer zu sagen. Denn wenn wir nicht ganz niedergeworfen worden wären, mußte Oesterreich nicht lange darauf gegen einen Bund Preußen-Frankreich-Rußland seine Stellung aufrecht zu erhalten versuchen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ihm dies gelungen wäre. Indessen, das sind geschichtsphilosophische Betrachtungen, welche zu weit führen. Oesterreich hatte, indem es unser Angebot ablehnte, die Sache auf die Spitze des Schwertes gestellt, und der Ausgang des Kampfes ergab sich als Schluß des Spieles der mannigfaltigsten Kräfte und Einflüsse. Wieder hatten die Kanonen über den deutschen Dualismus entschieden — als es aber dann gelang, trotzdem zum Bunde mit Oesterreich zu kommen, trat ein wahrhaft befriedigender Zustand in Mitteleuropa ein. In der That, so wie die Dinge sich durch mein Zuthun entwickelten, befriedigten sie mich wirklich und aufrichtig; es ist das ein Abschluß für lange Zeit."

„Wäre aber ein pragmatisches Bündniß, wie es Durchlaucht 1879 anstrebten, nicht für spätere Zeit wünschenswerth?"

„Das sind Sorgen künftiger Politik", erwiderte der Fürst, „und von ihr will ich jetzt nicht sprechen. Denn man fürchtet in Berlin, ich wolle auf die Geschäfte des Staates Einfluß üben. Das aber ist nicht meine Absicht. Ich habe im Leben genug geleistet, um mir im Alter die Muße eines Landedelmannes zu gönnen. Jetzt habe ich wieder Zeit zu poetischer Lectüre. So habe ich den Schiller vorgenommen und lese seine Dramen jetzt noch einmal in der Reihenfolge ihrer Entstehung. Als ich jüngst beim Schlafengehen die „Räuber" vornahm, kam ich an die ergreifende Stelle, wo Franz den alten Moor ins Grab zurückschleudert mit den Worten: „Was? Willst du denn ewig leben?" Und da stand mir mein eigenes Schicksal vor Augen."

Der Eindruck dieser Worte war unbeschreiblich. Sie wurden mit einer leisen Bewegung der Stimme, aber ohne eine Veränderung in dem tiefgefurchten Antlitz gesprochen.

Feuilleton.

Um die Erde.

Reisebriefe von Paul Lindenberg.

Nachdruck verboten.

IX.

Kandy, die Perle Ceylons. — Fahrt nach Kandy. — Die Stadt. — Geltung als Europäer. — Gesundes Klima. — Historische Erinnerung. — Der Ort unter englischer Herrschaft. — Der Buddha-Tempel. — Der heilige Zahn Buddha's. Festlichkeiten zu seinen Ehren. — Der Zahn und der König von Siam.

Kandy, 30. November.

Ganz Ceylon ist ein Paradies, aber auch ein Paradies hat wohl noch so ein Fleckchen, wo es ganz, ganz besonders schön ist und wohin sich die übrigen, des Paradieses Gewärtigen noch sehnen, und das ist für dieses herrliche Eiland Kandy, in welchem wir seit einigen Tagen weilen, in wahrhaft glücklichster Stimmung, die nur durch Eins getrübt wird: daß man wehmüthig an den Abschied denkt! Schon die vierstündige Eisenbahnfahrt von Colombo hierher, wieviel der unvergeßlichen Eindrücke bot sich uns dar, sah man doch fortwährend von den bequemen Wagen aus, die an den Längsseiten offen und gegen die Sonne durch bachartige hölzerne Jalousien geschützt sind, in die idealste Parklandschaft hinaus oder vielmehr hinunter, denn die Bahn steigt fortwährend, und während rechts und links im Hintergrunde immer höhere Berge auftauchen, blickt man hinab in die lachenden Thäler, geschmückt von der üppigsten, verschwenderischsten Tropennatur, in welcher wir die thätige Hand des Menschen nur an den die Bergabhänge bedeckenden Thee-Pflanzungen sowie an den terrassenförmig angelegten Reisfeldern verspüren. Dicht neben dem Schienenstrang aber eine einzige, fortlaufende Blumenhecke, besäet mit blauen, rothen, gelben, weißen Blüthen in wechselvoller Pracht.

Schwer brütet in diesen Thälern die Sonne; in dem luftigen Speisewagen bei kühlen Getränken merken wir nichts davon, aber der bediennende braune „boy" macht uns auf eine Säule aufmerksam, die dort aufragt, errichtet zur Erinnerung an die zahllosen Opfer von braunen Arbeitern und weißen Ingenieuren, die der Eisenbahnbau hier über die Gebirgsketten gefordert. Und nun sollen auch wir, wenn auch nur auf wenige Minuten, die Gluth der steigenden Sonne kennen lernen: unser Zug hält, wir müssen hinaus, denn vor wenigen Wochen zertrümmerte hier ein gewaltiger Felssturz die Bahnstrecke, und um gigantische Blöcke herum wandern wir auf schmalem Pfade, an dessen rechter Seite es abschüssig einige Hundert Fuß hinuntergeht, zu dem jenseits der Unglücksstelle unser harrenden Zuge, der unter einer ausgedehnten Felswölbung hält. Nach halbstündiger Pause, durch das Umladen der Fracht hervorgerufen, ging's dann schnell weiter, fuhren wir doch hinunter in den Bergkessel, in welchem Kandy liegt.

Diese Lage bedingt schon, daß die von ca. 250 Europäern und 20 000 Eingeborenen (diese zur Hälfte Singhalesen) bewohnte Stadt mehr zusammen gedrängt ist, als Colombo. Die Villen der Weißen sind auch hier ganz im Grünen versteckt, meist auf den beiden Hügelseiten des zu Anfang dieses Jahrhunderts künstlich angelegten stattlichen Sees, um den eine sorgsam gepflegte Promenade führt, wie auch die nächste Umgebung schöne Spaziergänge aufweist, die zu prächtigen Aussichtspuncten geleiten. Die Ufer des Sees selbst wie die nahen Hügel und Berge sind von tropischem Dickicht bewachsen, unter den Bäumen überwiegen Palmen-, Brod- und Tempelbäume, letztere mit den süßduftenden, weißen Blüthen (sehr ähnlich den bei uns bekannten Tuberosen), daneben Flamboyantbäume mit ihren unzähligen, den Camelien ähnelnden rothen Blumen und die rothblättrigen Eisen- wie Hibiscusbäume, ferner Bambus und Schilf in erstaunlicher Höhe, aber noch mehr gedeiht blühendes Buschwerk aller Art und unzählige Schling- und Schmarotzerpflanzen, die sich von Stamm zu Stamm und von der Erde zu den Kronen der Baumriesen ranken, so dicht, so massenhaft, daß, um Licht und Luft zu den Wegen zu führen, oft ganze Stellen niedergeschlagen und noch häufiger weite Partien an den Bergabhängen niedergebrannt werden müssen, und gerade jetzt sieht man allabendlich die mächtigen Feuer auflodern; in wenigen Jahren aber steht Alles wieder in üppigster und grünster Farbe da!

Unmittelbar am See erhebt sich das von einem deutschen Director ganz vortrefflich geleitete Queen's Hotel, in welchem wir sehr gut aufgehoben sind; wunderschön ist von unseren Fenstern der Blick auf die baumumgrünte Wasserfläche, aus der die zierlichen Köpfe zahlreicher Schildkröten gucken, die bei dem geringsten Geräusch mit schwerfälligen Bewegungen in die Tiefe tauchen. Hinter dem Hotel und zu seiner rechten Seite dehnt sich die Eingeborenenstadt aus, nur aus einem halben Dutzend längerer Straßen bestehend, meist dicht nebeneinander gebaute Hütten aus Holz und Lehm zeigend, die unteren Gelasse offen oder nur mit Matten verhängt, ein gut Theil des Lebens sich auf der Straße abspielend, zum Mindesten in der Oeffentlichkeit derselben, denn auch die Bureaux der eingeborenen begüterten Kaufleute (es giebt nur zwei oder drei europäische Läden), in denen oft Geschäfte von manchen tausend Rupien abgeschlossen werden, die Schreibstuben der dunklen Advocaten, selbstverständlich auch die Werkstätten der Handwerker ꝛc. kennen weder Fenster noch Thüren. Selbst der Gottesdienst in den verschiedenen kleinen christlichen Kirchen und Bethäusern (das Sectenwesen scheint in großer Blüthe zu stehen) findet bei weitgeöffneten Thoren und Fenstern statt; die Heilsarmee, die natürlich auch hier ihr Quartier aufgeschlagen hat, macht es, wie ich am vorgestrigen Sonntag sah, am praktischesten: an einer Straßenecke predigte ein mit rothem Turban und weißem Anzug bekleideter dunkelhäutiger „Officier" sehr beredt, eine ältliche europäische Dame saß an einem transportablen Harmonium und entlockte ihm die bekannten Weisen, aber es stand meist nur hindostanische Jugend herum und ein paar Tamulen, die gerade aus ihrem Tempel kamen.

Hier in Kandy hat der Europäer noch eine bestimmte Geltung, und zumal der Fremde erfreut sich eines gewissen Ansehens und seitens der Jugend sogar eines beträchtlichen Anstaunens. Gehe ich aus und durchwandere die Straßen der Eingeborenen, so folgt mir stets ein Trupp dunkelbrauner Schlingel, die bei einer unvermutheten Bewegung meinerseits ängstlich davonstieben, dann sich aber wieder lachend zusammenrotten und für den Schreck sofort um ein paar Cents betteln; dieses Verlangen nach einigem „Kleingeld" mag mit der Neugierde sehr eng verknüpft sein! Aber auch die Erwachsenen bleiben häufig stehen und sehen sich die „German man", die Deutschen, näher an, denn daß wir aus Deutschland kommen, hat sich doch wohl schon herumgesprochen; führte uns doch gestern Abend nach dem Diner, als wir auf der Veranda unseres Hotels unsere Cigarren rauchten, ein Zauberer unter den bei seinen Kunststücken zur Verwendung kommenden Puppen auch „Mr. Nauke" vor und antwortete auf unsere lachende Frage: „O, Mr. Nauke is a famous German!" — „O, Herr Nauke ist ein berühmter Deutscher" — — wer von unseren Landsleuten mag dies wohl dem Hindu eingeredet haben!

Mit der wundervollen Lage Kandys ist sein gesundes Klima verbunden. Wie frisch und würzig ist hier die Luft gegenüber der feuchten Hitze Colombos, die Einen dort bei der leichtesten Bewegung in einen Zustand versetzt, als ob man in einem römischen Bade weile, und wie kühl ist das Wasser zum Waschen und Baden hier! Von der Colombo-Treibhaus-Temperatur ist hier nichts zu merken, wir haben Morgens um sechs 15 und um zehn Uhr Vormittags 20° Réaumur, und in der Nacht kann man, bei offenem Fenster, sogar eine leichte wollene Decke gebrauchen, ein Ding, dessen Anwendbarkeit wir während der letzten sechs Wochen für völlig überflüssig gehalten. Und gerade so lange ist's her, daß wir nicht einen bewölkten Himmel gesehen, wolkenlos blaute er am Tage stets auf uns herab; hier zum ersten Male wieder sehen wir die „Segler der Lüfte" über den Bergkuppen dahinziehen und zur Abendstunde wallen selbst Nebel über dem See, aus denen dann ganz phantastisch die blinkenden Glühwürmchen aufleuchten.

Kandy ist die alte Krönungs- und Hauptstadt der Insel,

SLUB
Wir führen Wissen.